

## Paracelsus' Apologie oder Eine Medizin wie nie zuvor

Zu seiner Schrift »Die Selbstverteidigung eines Außenseiters«

Peter Selg

Gunhild Pörksen hat vor einigen Jahren in einer bemerkenswerten Studie mit dem Titel »Konturen des Ich – Paracelsus in Selbstzeugnissen« auf einige markante biografische, werkgeschichtliche und intentionale Aspekte im Wirken des Arztes, Naturforschers und Schriftstellers Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, aufmerksam gemacht.<sup>1</sup> In prägnanter Dichte beschrieb sie darin Paracelsus' rigorose Abkehr von den Denkgrundlagen der Hochschulmedizin in den Jahren nach 1520 – in der Zeit nach Vollendung seiner akademischen Studien und der ersten praktisch-ärztlichen Erfahrungen –, seine aufbrechend-eigenständige Suche nach dem »Grund« der Heilkunst, nach einer verlässlichen, erkenntniskritisch fundierten Anthropologie und Kosmologie als Voraussetzung medizinischen Handelns, die ihn schließlich in eine zunehmend unerbittliche Auseinandersetzung mit seinen Kollegen und wissenschaftlichen Kontrahenten brachte, ja geradezu in einen »Zweikampf« mit der Medizin seiner Zeit verwickelte. Dabei, so Pörksen, zog Paracelsus, der »Waldesel von Einsiedeln«, anfänglich ausgesprochen naiv und weltfremd in einen sich schließlich fulminant steigernden Disput – indem er nämlich davon ausging, dass er den Kampf »durch Angriffe auf das bestehende medizinische Paradigma und durch Darstellung seiner neuen Thesen, seines Grundes gewinnen« könnte. Paracelsus, so Pörksen, erwartete wissenschaftliche Argumente, ja einen inhaltlichen »Gegenwurf« aus Fachkreisen nach Veröffentlichung seiner ersten Darstellungen und erhoffte sich von seinen Lesern ein daran anschließendes und in sich unvoreingenommenes Urteil – ein Urteil, »das, wie er meinte, notwendig zu seinen Gunsten ausfallen müsse.« Tatsächlich aber reagierte die Fachwelt zu Paracelsus' großem Erstaunen überhaupt

nicht auf der »Sach- und Fachebene, sondern mit Anmerkungen zu seiner Person« – mit Anmerkungen zu seiner sozial randständigen, von Heimatlosigkeit und Landfahrierei geprägten Lebensart, mit absurden Vorwürfen und Unterstellungen hinsichtlich der Motive und Hintergründe seines Auftretens, mit Beschimpfungen, Verletzungen und Verhöhnungen, mit Aggressivität und maximaler Ignoranz. Bereits die elf Monate von Paracelsus' stadtärztlicher und akademischer Tätigkeit in Basel (März 1527 bis Februar 1528) waren von heftigen emotionalen Angriffen geprägt, wobei Paracelsus, dem wiederholt übel mitgespielt wurde, immer leidenschaftlicher, hochfahrender und ausfälliger reagierte. In den Folgejahren ereilte ihn schließlich gar ein Druckverbot in Nürnberg, gegen das er ebenso entgleisend wie vergeblich anscrieb – in der von vornherein verlorenen Position des ausgegrenzten, ungedeckten und lebenslanglich allein stehenden Außenseiters. Auch später, in Sankt Gallen und Wien, erging es ihm nicht anders. So nachhaltig ihn die Kranken aufsuchten und verehrten, so sehr wich man ihm von prominenter Weise inhaltlich aus, verlagerte die Auseinandersetzung und »erfreute« sich, »mich zu verletz«,<sup>2</sup> verhinderte nahezu alle Drucklegungen und erweiterten Wirkungsmöglichkeiten. Möglicherweise gab Paracelsus die Heilkunst in diesen Jahren vorübergehend ganz auf und zog als Wanderprediger durch das Land, ehe er – nach tiefen inneren Erlebnissen – doch entschieden zu ihr zurückkehrte, im Angesicht der Kranken und des erlebten therapeutischen Auftrags (»hab abermals von ir [der Medizin] gelassen, in andere hendel gefallen, iedoch aber widerumb in diese kunst getrun-gen. Doch funden den spruch Christi, die gesunden dürfen keins arztes, alein die kranken. Bewegt mich sovil, dass ich mir musst

die Drei 12/03

ein ander fürnemen fürsetzen«<sup>3</sup>). Seine eigenen rhetorischen Ausfälle nehmen dann an Intensität ab, weichen streckenweise geradezu einem Verständnis für die vollkommen uneinsichtige Situation seiner geistig überforderten Kontrahenten. Damals schrieb Paracelsus die eindrucklichen Zeilen: »wie kann ich aber nit seltsam sein dem, der nie in der sunnen gewandelt hat?«<sup>4</sup> Dann aber, im Sommer 1538, ungefähr 45 jähig und nur drei Jahre vor seinem Tod stehend, gab er noch einmal umfassend Rechenschaft über seine Position und Situation in der Medizin, über die Grundlagen und Hintergründe seines umkämpften und scharf attackierten Lebens Einsatzes und verfasste die »sieben Verteidigungsreden«, die entgegen seinen Wünschen und Hoffnungen aber erst 1564, dreiundzwanzig Jahre nach seinem Tod, in Köln erstmals publiziert wurden.

**»... es wäre mir besser, so zu sein,  
wie ich bin«**

Gunhild Pörksen hat diese sieben Reden nun in prägnanter, mutiger und durchgängig fundierter Weise neu übersetzt, aus der Sprachsphäre ihres frühen und schwierigen, zumindest teilweise un- oder missverständlichen Neuhochdeutsches in die moderne Sprachgegenwart gehoben und mit einer gewichtigen Einführung versehen – einer Einführung, die mit einer Besinnung auf das Wesen der Apologie als Textform und Selbstexplikation einsetzt. Unter anderem heißt es dort, nach Vergewärtigung der sokratischen Abschiedsreden und der in ihnen zum Ausdruck kommenden Bejahung des eigenen, ichhaften Weges und Wesens (»So dass ich mich selbst auch befragte im Namen des Orakels, welches ich wohl lieber sein möchte, so wie ich war, gar nichts verstehen von ihrer Weisheit und auch nicht behaftet mit ihrem Unverstande, oder aber in beiden Stücken so sein wie sie. *Da antwortete ich denn mir selbst und dem Orakel, es wäre mir besser, so zu sein, wie ich bin.*«): »Apologien in diesem umfassenderen Sinn sind ein Versuch des »letzten Wortes«, des letztendli-

chen Gesprächs eines einzelnen – auch wenn ihm kein Schierlingsbecher gereicht wird – mit der als »kompakte Majorität« erfahrenen Gesellschaft. Sie sind sowohl ein Verzweiflungsakt wie eine gewisse Einsicht, dass die Wahrheit der eigenen Erfahrung von einer anderen Instanz zu verantworten ist als vor der Werte- und Normenwelt der Zeitgenossen. Sie stellen den Sprecher bloß, er selbst stellt sich bloß. Ob es viele literarische Gattungen geben mag, in denen sich ein durch Jahrzehnte, Jahrhunderte, ja Jahretausende von uns entfernter Mensch



so deutlich zeigt? Je nachdem: so selbstüberzeugt, so leidenschaftlich, so nackt, so lebenswürdig, so abstoßend, so selbstbewusst, so sachlich, so persönlich?«

Paracelsus nun rechtfertigte in seinen, nunmehr bereits vor fast einem halben Jahrtausend niedergelegten Worten insbesondere die Notwendigkeit einer neuen, christlichen und von einem durchgehenden Weltverständnis getragenen Heilkunst, in deren fragloser Mitte der kranke Mensch steht, dem die absolute Hinwendung gilt – eine von ökonomischen Denkweisen befreite, aus dieser Sphäre vollkommen herausgenommene Heilkunst,<sup>5</sup> die auf einem durchgängigen Erkenntnisfundament steht, zu den wirksamen Kräften im Leib und in der Umwelt vorstößt, daher Krankheiten aufgrund der zugrunde liegenden Kräftesituation

wirklich ideenrealistisch durchdringt – und nicht nur formal benennt und klassifiziert – und im übrigen in der Lage ist, den neuen Zeitanforderungen wirklich gerecht zu werden, allen Traditionen und Denkgewohnheiten zum Trotz. Dass nämlich die irdischen und kosmischen Prozesse selbst im Prozess ihrer Zeitigung stehen und sich in jeder Epoche neu zusammen konstellieren – was auch der Entstehung neuer, bis dahin unbekannter Krankheiten zugrunde liegt –, das stand für Paracelsus ebenso fest wie die Tatsache, dass sich die menschlichen Lebensordnungen rapide verändern und auflösen, mit gleichfalls nachdrücklichen Folgen. Es klingt nicht gerade antiquiert, sondern lässt einen hochgradig wachen Zukunftsblick erkennen, wenn ein Arzt im Sommer 1538 die besorgten Sätze niederschreibt: »Außerdem gibt es heute so viele Menschen und so viel Vermischung mit- und durcheinander – das hat mit den fleischlichen Begierden zu tun – wie nie vorher, seit die Welt steht. Daraus entsteht so viel Not und Krankheit unter den Leuten, wie auch nie vorher. Folglich muss es auch eine Medizin geben wie nie vorher!« Was Paracelsus sich selbst und im Grunde, unausgesprochen, jedem ernsthaften, verantwortlichen Arzt abforderte, war daher ebenso komplex wie existentiell. Er beschrieb nicht nur den restlosen und völlig uneigennütigen, ohne direkte materielle Entlohnung gedachten Einsatz für die Kranken wie zur Zeit der franziskanischen Bettelorden in aller kompromisslosen Deutlichkeit,<sup>6</sup> sondern auch die fortwährende wissenschaftlich-geographische Wanderschaft und Naturerkundung von Seiten des Arztes als eine praktische Notwendigkeit, jenseits aller bürgerlichen Traditionen und Sehnsüchte. Paracelsus beschrieb *sich* und *seinen Erkenntnisweg*, in der berühmt gewordenen, bis heute tief berührenden vierten Verteidigungsrede »*von wegen meines landtfarens*«; er verleugnete nicht seine schicksalshafte Bezogenheit auf diesen einen, inhaltlich ebenso reichen wie seelisch leidvollen und bewegten Lebenshabitus. Zugleich aber zeigte er seine prinzipiellen Erfordernisse auf, die mit der Entscheidung zum christlichen Arztsein seines Erachtens notwendig ver-

bunden waren und in vielem seinem eigenen Weg nahe kamen, trotz aller individuellen Nuancen (»Ich hab also, glaube ich, mein Wandern bisher zu Recht betrieben und eher Lob als Schande verdient. Denn das will ich bezeugen mit der Natur: Wer sie erforschen will, der muss zu Fuß durch ihre Bücher wandern«). So überwog zuletzt deutlich die Stimmung der Bejahung und Annahme dieses Loses und Auftrags und damit auch die Selbstsicherheit, Zuversicht und generelle Siegesgewissheit, zumindest auf lange Sicht. Die fünfte Verteidigungsrede *von der Entschlahung der falschen Arzt und geselschafft [wegen der Absage an die falschen Arzte und deren Gesellschaft]* endete mit den radikalen und dennoch in sich beruhigten Worten: »Daher ist es nötig, dass man unterscheidet zwischen den Ärzten, die unter dem Gesetz Gottes wandeln, und jenen, die nach dem Gesetz der Menschen handeln: Der eine dient der Liebe, der andere dem Eigennutz. Will mich also hiermit verteidigt haben, dass ich mit den Pseudoärzten weder Gemeinschaft pflege noch an ihnen Gefallen finde, vielmehr will ich befördern, dass die Axt an den Baum gelegt werden. Meinethalben brauchte man das nicht lang hinauszuschieben (*Es müsst bey mir nit lang verzogen werden.*)« Paracelsus Selbstverteidigung ist ein aufrüttelnder, ausgesprochen gegenwärtiger, auch die heutige Medizin, ihre Denk- und Handlungsgrundlagen sowie die Haltung der in ihr Tätigen noch immer unvermindert hinterfragender Text. Es ist die Stimme einer gewaltigen moralischen und spirituellen Instanz, die in ihm – mit Übersetzungshilfe Gunhild Pörksens – vernehmbar wird, in nachdrücklicher Brechung durch die Umstände einer einmaligen, durchlittenen Vita, und dennoch dieselbe souverän überschreitend. Was in diesen sieben Reden bei weitem überwiegt, weist über die Gegebenheiten des 16. Jahrhunderts und das nur Geschichtliche hinaus und in die Sphäre eines irdischen Apostolats hinein, die alle angeht – selbst diejenigen, die mit Außenseitern wie ihm noch immer in vergleichbarer Weise umzugehen pflegen, in- und außerhalb der Heilkunst. Er aber hat gesagt, dass die Axt an den Baum gelegt werde und

hat das Seinige dazu beigetragen, dass die Fällung einst geschieht – vor und nach seinem Tod, von dem er einmal zielsicher behauptete, dass er ihm zu einer erhöhten Wirksamkeit verhelfen werde.

Paracelsus: *Septem Defensiones. Die Selbstverteidigung eines Außenseiters*. Übertragung und Einführung von Gunhild Pörksen mit einem Reprint der Ausgabe, Basel 1589. Schwabe Verlag, Basel 2003. 124 Seiten, 19.50 Euro.

1 In: Manuskripte, Thesen, Information. Herausgegeben von der Deutschen Bombastus-Gesellschaft. Dresden 1996, S. 8-14

2 Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, *Sämtliche Werke*. 1. Abtheilung: *Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften*. Hg. von Karl Sudhoff. München/Berlin 1922-1933. Band 11, S. 4

3 Ebd. Band 10, S. 20

4 Ebd. Band 9, S. 71

5 »Es ist Brauch bei den Doktoren geworden – wo in der Heiligen Schrift steht, dass es rechtens wäre, weiß ich nicht –, dass ein Krankenbesuch einen Gulden kosten soll, auch wenn man ihn gar nicht verdient, und dass die Harnuntersuchung und anderes mit festen Sätzen abgerechnet wird. Dass einer mit dem andern Mitleid hat und dem Gebot der Liebe folgt, wird weder Brauch noch Usus.«

6 »Christus gibt Gleichnisse, wie die Perle gekauft wurde, auch wie der Acker mit dem Schatz gekauft wurde (Mt. 14, 44ff.), das will heißen, dass die Liebe nicht bei vielen ist, sondern bei den wenigen; als sage Er: ›Bist du ein Arzt, so ist der Kranke deine Perle, und er ist der Acker, in dem der Schatz liegt!‹ Daraus folgt, dass der Arzt verkaufen soll, was er hat, und den Kranken gesund machen. So handelt die Liebe zum Nächsten. Wo es aber nicht so ist, sondern du das Deine behältst und noch dem Kranken das Seine nimmst, da wird der Heiligen Schrift in gar nichts gefolgt, darum kann auch die Heilkunst unmöglich Vollkommenheiten erreichen. Denn wir müssen uns vor Augen halten, dass Judas der Beutel des Eigennutzes zugewiesen worden ist, und den anderen Aposteln war verboten, einen Beutel zu haben.«

## Luther fürs Kino. Geschichte eines Helden

Ruth Ewertowski

Natürlich hat sich jeder Luther anders vorgestellt als diesen schönen schlanken jungen Mann, der bei seiner ersten Messe als gerade geweihter Priester so angespannt ist, dass er den Messwein verschüttet. Und natürlich bringt Joseph Fiennes viel mehr theatralische Leidenschaft auf die Leinwand als sie je der Wirklichkeit entsprechen kann. Aber man hat es hier ja auch mit einem durchkomponierten Film zu tun, der ein breites Publikum vor allem auch auf emotionaler Ebene erreichen will, und nicht mit einer historischen Studie für Spezialisten. Die Vermarktbarkeit des Themas »Luther« war gewiss ein Hauptmotiv der Produktion, die allein ein Drittel ihres Budgets – zehn Millionen Dollar – für Vermarktung und PR ausgibt, doch ist deshalb kein schlechter Film dabei entstanden. Es ist ein Film von hoher Professionalität, der das Gemüt bewegt, auch wenn man ihm vieles vorwerfen kann wie vor allem die fehlende Präsenz der eigentlich

theologischen Anliegen Luthers: etwa seine in einsamem »Turmerlebnis« errungene Erkenntnis, dass die Gerechtigkeit des Menschen nicht seine Leistung ist, sondern die Gnade Gottes. Auch zum Abendmahlsstreit findet sich kein Wort in dem Film. Er beschränkt sich fast ausschließlich auf die bildlich leicht darstellbaren Auseinandersetzungen mit dem kirchlichen Establishment und die Anprangerung des Ablasshandels. Das ist einfach und wirksam, aber die Szenen sind hoch dramatisch und durchweg erstklassig arrangiert (Regie Eric Till). Der Marktplatzauftritt des Ablasspredigers Tetzl z.B. lässt mit seinen hoch schlagenden Fegefeuerflammen an filmischer Rhetorik nichts zu wünschen übrig. Und Luthers Kompromisslosigkeit im Verhör vor dem Kardinal Cajetan in Augsburg oder vor dem Kaiser beim Reichstag zu Worms sind an innerer Spannung kaum zu überbieten. Selbst sein in jedem Zuschauerrohr schon vorab erklin-

die Drei 12/03